

typologische Heranziehung vergangener Daten (Worte und Fakten) zur Sinndeutung gegenwärtigen und künftigen Geschehens für die zahlreichen Kommentatoren geradezu selbstverständlich war, von deren Werken sich Reste gefunden haben. — Was den geschichtlichen Ort der Qumransekte anlangt, so bleibt „die einzige sichere Tatsache“, daß er noch nicht fixierbar war (S. 198), obwohl Yadin die Römerzeit wahrscheinlicher erwies als die der Makedonen (S. 168 ff.), und daß es sich um „Essener“ jedenfalls nur im weitesten Sinn des Wortes handeln dürfte (S. 237 f.). Was über ihre Bräuche und Lehren der Forschungsfortgang ergab, wird eingehend berichtet (S. 238—332); „daß die eigentümlichsten Seiten von Hillels Werk z. T. durch den Gegensatz gegen die Sekte von Qumran veranlaßt seien“, habe Glatzer nahelegen verstanden (S. 332); Brauns Konfrontation der Rollen mit Pirke Aboth und Synoptikern (FR X, 101), in deren Richtung das Forschen fruchtbar weitergehen könnte, lag Burrows leider noch nicht vor; doch weiß auch er, daß nun die Phase ruhigen religionswissenschaftlichen Vergleichens wirklich überfällig ist. Er selbst hat auch dazu schon so manches hier beigetragen.

**Jean Daniélou**, *Théologie du Judéo-Christianisme* (Histoire des doctrines chrétiennes avant Nicée I). Paris 1958. Desclée. 457 S.

**Werner Elert**: *Der Ausgang der altkirchlichen Christologie* (Einführung in die alte Dogmengeschichte), hrsg. v. W. Maurer. Berlin 1957. Luther. Verlagshaus. 363 S.

Daß griechischer Geist den jüdischen schon im Neuen Testament und vollends im weiteren frühchristlichen Schrifttum überfremdet habe, das gehörte bis vor kurzem zu den scheinbar sichersten Ergebnissen und gehört darum noch immer zu den am schwersten ausrottbaren Vorurteilen, die von der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an die des 20. weitergegeben wurden und von deren Popularisatoren trotz nachgebetet werden. Daß dem entgegen die neutestamentlichen Schriften (gerade auch eines Paulus und Johannes) zusammen mit denen der Apostolischen Väter ohne jeden Zweifel eine (eigenständige, aber nicht entfremdete) Variantengruppe des zeitgenössischen jüdischen Schrifttums darstellen, ist eine Erkenntnis, die sich seit den Qumran-Funden allmählich herumsprechen beginnt, nachdem sie schon von Franz Overbeck (in seiner Studie über die Anfänge der Patristik) geahnt und von Erik Peterson (in ungezählten Einzelarbeiten der letzten Jahrzehnte) gründlich erwiesen worden ist. Die zusammenfassende Darstellung des wirklichen Sachverhalts, die wir von ihm erhofften, legt nun als beglückende Überraschung der Fachvertreter am Pariser Institut Catholique vor, Jean Daniélou. Er stellt das ur- und frühchristliche Denken wieder in die semitische Geisteskultur hinein, der es angehört. Man wird das allgemein nicht länger ignorieren können, die Konsequenzen davon sind noch gar nicht abzusehen.

Der I. Teil des umfassenden Werkes charakterisiert *„Die Quellen“* unserer Kenntnis der „jüdisch-christlichen Theologie“. (Judenchristlich könnte den falschen Anschein erwecken, als stamme sie nur von Christen jüdischer Herkunft). Dabei wird zwischen dem kirchlich rechtgläubigen jüdischen Christentum zahlreicher alt- wie neutestamentlicher Apokryphen sowie liturgischer Schriften und Einzelautoren (Barnabas, Hermas, Ignatius v. Antiochia, Clemens Romanus) auf der einen Seite und dem häretischen „Judenchristentum“ im herkömmlichen Wortsinn auf der andern unterschieden (Ebioniten, Elkesaiten, Kerinth, Karpokrates und andre Gnostizisten). Der II. Teil *„Le milieu intellectuel“* dokumentiert die geistige Welt der jüdisch-christlichen (wie schon spätantike jüdischen) Schriftauslegung (im Stil der Qumran-Rolle mit dem Habakuk-Kommentar) und Apokalyptik als den Ort, worin sich die Erfüllung überlieferter jüdischer Formen mit dem neuen Inhalt der guten Botschaft von Jesus abspielt. Der — umfangreichste — III. Teil bringt dann *„die Lehren“*, der IV. *„Die Institutionen“* des jüdischen Christentums

zur Sprache, wobei ständig auch höchst erhellende Seitenblicke auf das neutestamentliche Schrifttum fallen, das ja völlig in die hier behandelte Literatur eingebettet ist, bzw. ihre Quintessenz darstellt, also nur mit ihrer Hilfe wirklich so verstanden werden kann, wie es von seinen Verfassern gemeint ist.

So begegnen wir (S. 199 ff.) als vielleicht ältester Form der Trinitätslehre der Exaltation des „Namens“ (Jesu) im einschlägigen Schrifttum (Jak 2, 7; Phil 2, 9 f.; vgl. Is 45, 23!). So lernen wir in den Kapiteln über Inkarnations- und Erlösungslehre den überaus starken Akzent kennen, der auf Jesu Abstieg (zu dieser Erde und zur Unterwelt) und Aufahrt (wieder gen Himmel) in Verbindung mit des Gläubigen Untertauchen ins Taufbad und Wiederauftauchen daraus gelegt wird (S. 257 ff., 378 ff.; Röm 6, 4; f.), so die Symbolik des Kreuzes bis hin zum kosmischen Achsenkreuz (S. 289 ff.; Eph 3, 18 — nach jüd.-christl. Auslegung). So entfaltet sich uns nicht zuletzt in seinem erstaunlichen Variantenreichtum der jüdisch-christliche „Millenarismus“ (bzw. Chiliasmus) als wohl wichtigster zukunftsbezogener Vorstellungskomplex, weshalb gerade hierauf noch etwas näher eingegangen sein möge.

Zunächst ist schon bemerkenswert, daß Daniélou für die allererste Herkunft von gerade „tausend“ Jahren gegenüber der auch noch bei Bietenhard (vgl. FR IX, 65 f.) gebotenen üblichen Erklärung, mit einem „Gottes-Tag“ (Ps 90, 4) innerhalb einer Jahrwoche, aus dem sog. „Jubiläenbuch“ (4, 29 f.) wahrscheinlich macht, daß zunächst an eine Wiederherstellung paradiesischer Langlebigkeit im Sinne von Is 65, 20. 22 zu denken ist, so daß die Dauer des Mill-enniums ursprünglich nur einer der Züge wäre, die es als am Ende erneuertes irdisches Paradies des Ursprungs charakterisiert. (Daß Daniélou mit diesem wichtigen Hinweis S. 354 die Bemerkung verbindet, jüdische Quellen für die „Tausend“ existierten nicht, ist freilich irrig; Strack-Billerbeck zitiert dafür viel mehr — III, 826 f. — den gerade als Zeugen älterer Überlieferungen geltenden Eliezer ben Hyrkanus um 90 n. Chr.). Noch weit wichtiger aber ist, daß entgegen der landläufigen Auffassung, wonach der Millenarismus bis zu Augustin fast in der ganzen Kirche als mehr oder minder verfeinerte Erwartung eines irdischen Friedensreiches zwischen Christi Wiederkehr und Gericht dominiert habe, Daniélou u. a. schon aus dem 2. Petrusbrief eine römische Tradition erhebt (3, 8), welche die „tausend Jahre“ von der Zeit der Kirche und nicht von einer fleischlichen Erneuerung des Paradieses versteht (S. 349). — wie es uns auch dem richtigen Verständnis der Johannes-Apokalypse zu entsprechen scheint (s. — FR IX, 65!) und sich hoffentlich wenigstens in katholischen Bibelausgaben wieder in Gestalt ihres richtigen Textes durchsetzen wird. (Apk. 5, 10: Die Erlösten *„regieren“* auf Erden“, schon jetzt fürbittweise, wie mit Allo. Lohmeyer und sehr guten alten Manuskripten zu lesen ist: nicht: *„werden regieren“*, wie es chiliastisch verchlümmert wurde!)

Im selben Jahre wie Daniélous Werk wurde nun auch das *„Elerts aus dem Nachlaß des 1954 Abgerufenen“* in Druck gegeben, das sozusagen den äußersten Gegenpol der dogmengeschichtlichen Entwicklung behandelt, die Kulmination hellenischer Begriffssprache in ihr, die dem Dominieren semitischer Bildersprache diametral gegenübersteht, — wobei es wohl in beiden Fällen gleich schwierig und gleich nötig ist, durch die Schalen von Begriff und Bild zum Kern vorzudringen, zum göttlichen DU, im NAMEN *offenbart* und doch noch bis zum Jüngsten Tag zugleich *verborgen*.

Selbst in den scheinbar völlig zu abstrakter Haarspalterei abgesunkenen nach-chalkedonensischen christologischen Streitigkeiten — vor allem um Kaiser Herakleios' Versuch, die Bekenner nur einer „gottmenschlichen“ (bzw. von der Gottheit aufgesogenen menschlichen) „Natur“ Christi mit der Zwei-Naturen-Christologie durch das Bekenntnis nur eines „Willens“ in ihm (Mono-theletismus) zur Wiedervereinigung mit der Orthodoxie zu veranlassen — entdeckt Elert gerade am Scheitern dieses Versuches die läuternde Wirkung des biblischen Christusbildes auf das spekulative Christusbild

der Theologen. Ein im Anhang wiedergegebener geistvoller Vortrag „Die Kirche und ihre Dogmengeschichte“ verwahrt sich grundsätzlich gegen die biblizistisch beschönigte, aber tief unredliche Preisgabe vergangener dogmatischer Entscheidungen der Kirche, wie sie Elert der „Barmer Unionstheologie“ von 1934 vorwirft und etwa in Formeln findet wie „Jesus Christus ist die alleinige Offenbarung Gottes“ (Barmer 1), wie sie jeder liberale Leugner der Gottheit Christi unterschreiben könne. Die saubere Denkarbeit, die hier Elert leistet (einschließlich seines lutherischen *Sacrificium intellectus*), das doch S. 333 offen einbekannt wird, wird nur respektieren können, auch wer niemals zugeben kann, daß es „nicht etwa erst irgend einer Irrlehre“ bedürfe, um den dogmengeschichtlichen Prozeß in Gang zu bringen (S. 323), da außer der durch solche Irrlehre ausgelösten Heilsgefährdung nichts die Dogmatisierung irgendwelcher Antworten auf müßige Fragen („Bitte, etwas präziser!“ katechisiert Elert die apostolischen Väter) rechtfertigen könnte, wie noch Hilarius wußte (De Trinitate II, 2) und wir anderwärts in Erinnerung riefen. („Gott und die Geschichte“, Freiburg 1948, S. 309 ff.)

**Hans Ulrich Instinsky:** Das Jahr der Geburt Christi. Eine geschichtswissenschaftliche Studie. München 1957. Kösel-Verlag. 73 Seiten.

Dieses Büchlein des Mainzer Historikers (erweiterter Abdruck eines Aufsatzes im „Hochland“ 49, 1956/57) steht mit Hilfe eines behutsam erörterten Einzelproblems der historischen (noch nicht eigentlich theologischen) Erforschung biblischer Sachverhalte im Dienst einer Immunisierung seiner Leser gegenüber billiger ‚Bibel-Kritik‘ und ebenso billiger Apologetik, — wie sie christlicherseits vor allem mit der von Lessing so genial verspotteten unredlichen Harmonisierung der Auferstehungszeugnisse betrieben wurde, jüdischerseits etwa in Gestalt von naiver Berufung auf das Augen- und Ohrenzeugnis der „Hunderttausende“ vom Sinai-Geschehen. In der Tat gehört es ja „zu den typischen Versuchungen“ des Offenbarungsgläubigen im noch unreifen Zustand, was Instinsky speziell vom Christen schreibt, nämlich, „daß auch er nach ausdrücklichen ‚Beweisen‘ verlangt, die ihm Wagnis und Entscheidung ersparen“. Erbrächte man sie aber, so wäre das kein Triumph „des Glaubens, sondern einer der Wissenschaft, von deren Urteil als einer obersten Instanz der Glaubende seinen Glauben abhängig machen möchte. Damit jedoch wäre vom ‚Gläubigen‘ selbst das Wesen des Glaubens preisgegeben“ (S. 42).

Innerhalb der überaus komplexen Frage nun nach dem Geburtsjahr Jesu von Nazareth beschränkt sich Instinsky — unter Übergehung alles dessen, was (etwa von G. Hartmann in den „Stimmen der Zeit“ 1941, S. 234 ff.) für das Jahr 7 vor Beginn unsrer Zeitrechnung als Zeitraum der dreifachen ‚Königskonjunktion‘ Jupiters mit Saturn, dem ‚Stern der Juden‘, angeführt wird, die den ‚Stern von Bethlehem‘ repräsentiert haben könnte — auf das eine Teilproblem, ob es vor der von Josephus für das Jahr „6 nach Chr.“ bezeugten schon eine „erste Schatzung, als Quirinius Statthalter in Syrien war“ (Luk 2, 2), gegeben haben könnte, rund ein halbes Menschenalter früher; was nach dem vorgetragenen Stand der Forschung durchaus möglich, aber bis auf weiteres nicht sicher erweisbar ist.

Insofern hier also von der Kritik die geschichtliche Glaubwürdigkeit des Evangelisten Lukas angefochten, aber nicht beweiskräftig erschüttert wird, gerät diese in das eigentliche Blickfeld der Untersuchung, so daß hierzu wohl noch etwas angemerkt werden darf. Instinsky betont die für seine Untersuchung sehr wichtige Angabe des Lukas, Jesus sei bei seiner Jordantaufe „ungefähr“ dreißigjährig gewesen (3, 23), was um so unüberschbarer sei, „als Lukas sich sonst nicht scheut, präzisere Zahlen anzugeben, wenn er ihnen trauen zu dürfen glaubt“, so 2, 36 f. über die „84 Jahre“ der Witwe Anna. Nun ist aber dort mit der *lectio difficilior itaque credibilior* zu lesen: „gleichsam 84 Jahre“ — wie ja sogar Apg 27, 37 mit dem Codex Vaticanus: „gleichsam 276“, d. h. viermal

(70—1), wodurch das ‚Schifflein Pauli‘ als Typus der Kirche aus den Heiden charakterisiert wird —, so daß diese Witwe auch durch ihr „vollkommenes Alter“ (7mal 12 Jahre!) die Kirche vorbildet. Lukas’ „ungefähr“ oder eben besser: „gleichsam“ entstammt also weit weniger einer ‚Reporter‘-Sorge um Präzision als einem kerygmatischen Bemühen um Verdeutlichung des jeweiligen qualitativen Charakters von Zahlenangaben. Die *Qualität* der „gleichsam dreißig Jahre“ Jesu bei seiner Taufe zu ermitteln, wäre also die Aufgabe der Exegeten von Luk 3, 23; und dann würden die Historiker diese Angabe noch viel leichter mit der — von Instinsky nicht erwähnten — Hindeutung Johannes’ auf den tatsächlichen Sachverhalt eines damals schon fast vierzigjährigen Jesus vereinbaren können, die darin enthalten ist, daß er ihn durch „die Juden“ (d. h. deren Wortführer) fragen läßt: „Du hast noch keine fünfzig Jahre und hast den Abraham gesehen?“ (Jo 8, 57). — Auch durch solche Untersuchungen aber kann, wie mit Recht abschließend von Instinsky bemerkt wird, „den Gläubigen ein Zug des ‚et homo factus est‘ zum Bewußtsein kommen, wie er ihnen vorher noch nicht sichtbar war“. Gottes WORT hat Sich herabgelassen, anfechtbares Menschenwort zu werden, schon auf dem Sinai, vollends auf Golgatha, doch auch immer wieder in den Zeugnissen vielfältigen Buchstabens und einmütigen Geistes, die uns von alledem überliefert sind.

**Werner Schmauch / Ernst Wolf:** Königsherrschaft Christi. Der Christ im Staat. München 1958. Chr. Kaiser Verlag, 70 Seiten.

Was an dieses Arbeitsdokument evangelischer Bruderschaften aufhorchen läßt und gewiß gerade im christlich-jüdischen Gespräch nicht überhört werden sollte, das ist der entschiedene Aufbruch vom ‚Glauben allein‘ zum *Tun* des Gotteswillens; Tun, worin hier nun auch evangelische Christen das erkennen, worum keiner, den Gottes Geheiß und Verheißung vom Sinai her über Jesus von Nazareth erreichte, sich mit irgendwelcher Ausrede drücken kann.

So wird zunächst in Schmauchs Vortrag ‚Reich Gottes und menschliche Existenz nach der Bergpredigt‘, in deren Szenerie treffend „das Bild der eschatologischen Gemeinde, die sich auf dem Berge um ihren Herrn sammelt, gezeichnet nach dem berühmten Vorbild: Moses auf dem Berge“ anerkannt, so dann der Charakter des gebotenen Tuns als Jesus-Nachfolge gekennzeichnet und die so durch und durch jüdische „Nachstellung des Lehrens hinter das Tun“ (Matth 5, 19!) kräftig unterstrichen. Wenn dann trotzdem „nicht eine Radikalisierung der Thora“ vorliegen soll, sondern die aus-dem Gnadengeschenk („Seligpreisungen“) herauswachsende Nachfolge-Aufforderung „die Thora total zerbricht“ (S. 12 und 14), so scheint uns — leider — wieder einmal jene kontrovers-theologische Bequemlichkeit vorzuliegen, die statt der anspruchsvolleren positiven Ausdrucksweise — „Jesus Christus letzter Sinn der Thora“ (Röm 10, 4), „die Liebe der Thora Erfüllung“ in Seiner Nachfolge (Röm 13, 10) — die drastisch einprägsamere negative Abgrenzung wählt, ohne daß überzeugte, was dafür vorgebracht wird und hier zu weit führen würde, wenn wir uns damit auseinandersetzen wollten. Für das Beisettefegen aller Bergpredigt-Bagatellisierung als „bloße Jüngerlehre“, Gesinnungsethik, Interimsmoral oder Sündenspiegel darf man trotzdem dankbar sein. Jeder Mensch soll durch Tun dieser neuen Thora „Jünger“ werden!

Weit schwieriger ist es, den zweiten Vortrag zu würdigen. Ernst Wolf: ‚Die Königsherrschaft Christi und der Staat‘. Daß dieser einfach von seinem *Zweck* her als eine zur *Rechts- und Friedenswahrung* konstituierte *societas* begriffen werden soll, wird man zwar gegenüber früheren lutherischen Theorien des Staates als bloße *Madthaberobrigkeit* (kraft ‚Schöpfungsordnung‘) dankbar aufnehmen. Daß aber dann Peter Brunners ausgezeichnete Doppelthese: „Es gibt innerhalb der christlichen Kirche kein den Nächsten bindendes politisches ‚Du sollst‘... aber... ein den anderen unbedingt bindendes ‚Du sollst nicht‘“ wohl anerkannt und doch im glei-